

Spuren der Gnade.

Eine literarisch-theologische Betrachtung.*

„Das war für mich Gnade“. So schließt ein ehemaliger Wehrmachtssoldat seine Erzählung aus russischer Kriegsgefangenschaft: „Ich arbeitete bei einem Bauern, dessen beide Söhne von den Deutschen erschossen waren. Der Bauer ließ mich nachts mit der Familie auf dem warmen russischen Ofen schlafen. Sie ertrugen es, dass ich sie manchmal berührte. Das war für mich Gnade“ Dorothee Sölle und Fulbert Steffensky haben diese Geschichte weitergegeben. Eine Momentsituation – kaum wahrnehmbar und dennoch von hoher symbolischer Bedeutung. Diese einfachen Dorfbewohner, denen der deutsche Gefangene ausgeliefert zu sein schien, sahen in ihm einen – Menschen. Sie behafteten ihn nicht bei dem, woran er bewusst oder unbewusst beteiligt gewesen war. Sie teilten mit ihm, was sie hatten. Sie ließen die Berührung zu – auf dem „warmen russischen Ofen“ (Sölle/Steffensky, 32)

Von Erfahrungen der Gnade darf und muss man wohl dann sprechen, wenn sich für einen Menschen unerwartet eine Tür zum Leben auftut. Gnade – das ist ein Kernwort der christlichen Theologie, zugleich aber auch ein Urwort der menschlichen Existenz. Deshalb gehört „Gnade“ zu den Begriffen, mit denen Menschen – unabhängig von ihren religiösen Verwurzelungen, etwas Konkretes verbinden können: Es geschieht etwas zu meinen, zu unseren Gunsten, unvorhergesehen, vielleicht erbeten oder erhofft, aber letztlich ungeplant; und wem solches widerfährt, hat nichts dazu getan. Gnade kommt von außen, nicht selten erscheint sie wie eine Fremde, und mit ihr etwas Wunderbares. Ein Ahnung blitzt auf, bei der einen mehr, bei dem anderen weniger: hier könnte ein Anderer, ein Größerer im Spiel sein.

Freilich: Als evangelischer Theologe tut man sich schwer, von Gnade so einfach in einem diesseitigen Erfahrungszusammenhang zu sprechen. Die Gnadenbotschaft, so wissen wir als Christen, gründet im Heilswerk Christi. Sola gratia – das ist die Basis! Uns Predigerinnen und Prediger beschäftigt freilich stärker als die Gnade selbst nicht selten die Furcht vor einer theologischen Veruntreuung des Gnadenzuspruchs, etwa durch oberflächliche Verallgemeinerungen und seichte Verbilligungen. So notwendig solche Bedenken sein mögen, so belasten sie unser Bezeugen der Gnade Gottes doch leicht mit Halbheiten in der Verkündigung, mit einem hilflos machenden: Ja, aber! Wir leben von der Gnade, aber wir müssen auch...

* Vortrag anlässlich des 80.Geburtstags von Landebischof i. R. Dr. Johannes Hempel am 23.3.2009. Auch abgedruckt in: Amtsblatt der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, 2009, B42-B46

Johannes Hempel hat solche Inkongruenzen unserer Predigt immer wieder angesprochen und kritisiert – liebevoll und unmissverständlich, wie es seine Art ist. Gnadenworte werden nicht selten durch unverbindliche Allgemeinheit oder verborgene Gnadenlosigkeit konterkariert. Mancher erinnert sich unter uns vielleicht noch jenes denkwürdigen Pfarrertags in den 70ern, bei dem wir in Gruppen, von Johannes Hempel inspiriert, die Predigt eines Kollegen zu analysieren hatten. Das Ergebnis war, ganz grob gesagt: Worte des Evangeliums, durch latente Gesetzmäßigkeit ungewollt in ihr Gegenteil verkehrt. Der Wiedererkennungswert war für viele von uns erheblich! Wir möchten das Evangelium verkündigen, aber legen statt seiner unsere Vorstellungen davon dar, wie die Menschen sein müssten. Johannes Hempel hat wenig später den Mut gehabt, bei einer Generalsynode 1978 ganz direkt nach den spürbaren Auswirkungen der Gnade im Alltag zu fragen. Er postulierte: „Wie Gott zu uns ist, erfahren viele Menschen daran, wie andere Menschen zu ihnen sind.“ (Kirche, 78) Dann wird die Gnadenpredigt lebendig. Das ermutigt mich, nach den Spuren der Gnade in den diesseitigen, durchaus weltlichen und menschlichen Lebensvollzügen der Menschen zu suchen. Für Johannes Hempel stand damals das Bonhoeffersche Postulat einer neuen wirklichkeitsnahen Sprache der Kirche im Hintergrund. An Aktualität hat das nichts eingebüßt.

Von der Gnade sprechen, wie sie im Leben von Menschen Gestalt gewinnt, dafür kann es – unter anderem – hilfreich sein, bei den Dichtern in die Schule zu gehen, nicht nur bei den „christlichen“. Johannes Hempel hatte in seiner Dissertation von 1963 über die Aufgaben theologischer Literaturkritik am Beispiel zweier Hauptwerke von Franz Werfel dafür wichtige Impulse gesetzt. Das theologische Augenmerk, so lesen wir da, sei darauf zu richten, wie der Mensch und seine Lebensprobleme dargestellt werden und in wiefern darin eine Beziehung „zu der richtenden und rettenden Gottes in und über allem menschlichen Leben“ (75) erkennbar werde. Auch wenn der jeweilige Autor selbst sich nicht als glaubender Christ verstehe, dürfe theologische Sachkritik in der Gewissheit geübt werden, dass die Wirklichkeit Gottes „auch in dieser Dichtung redet“ (83). Und weiter: „Es kann sogar geschehen, dass der Theologe, wiewohl durch seinen Glauben der ewigen Wahrheit Gottes verbunden, durch solche in einer Dichtung vorliegenden Wahrheit extra muros ecclesiae in echter Weise belehrt wird, weil er – trotz seines Glaubens – in seiner Menschlichkeit blind für Gottes Wahrheiten im Leben der Menschen und in der Geschichte ist.“ (84) Gelegentlich lernen wir auf Umwegen, was Gnade wirklich ist!

Dieser Gedanken ist für mich eine Ermutigung dafür, die Augen zu öffnen und nach „Spuren“ von Gnade in der Literatur Ausschau zu halten. Das möchte ich jetzt tun, ohne jeglichen Anspruch auf Repräsentativität: Es geht um ein paar Früchte einer subjektiven und zufälligen Lektüre – mehr nicht.

Spuren der Gnade! So schnell wird man da gar nicht fündig. Das darf nicht verwundern. So ist es nun einmal. Das Negative fällt sofort ins Auge. Die Landschaften der Gnadenlosigkeit sind weit und ergiebig. Selbst Pfarrergestalten spiegeln in der großen Literatur selten das reine Evangelium wider: Ibsens kompromissloser Pfarrer Brand etwa, der sich einem scheinbar gnadenlosen Gott und seinem eigenen unbarmherzigen „Alles-oder-Nichts-Prinzip“ unbedingt unterworfen weiß, und erst spät, zu spät von dem Gott, der Liebe ist, erfährt; Hartmut Langes unglücklicher Pfarrer Koldehoff, der sich zwischen Glauben und Vernunft zerreißt und den Gott nicht findet, mit dem er leben und vor allem lieben könnte; Christoph Buggerts Pfarrer Gerhard, ein geradliniger und im Grunde sympathischer Gottesstreiter, aktives Mitglied der Bekennenden Kirche, der seiner Frau eine kurze Liebe während seiner Gefangenschaft bis zum Tode nicht verzeihen kann, dabei, korrekt wie er war, nie an Ehescheidung denkend: Beispiele für Gnadenlosigkeit – paradoxerweise vor allem zu Lasten derer, die diese Pfarrer eigentlich lieben, und zu Lasten ihrer selbst.

Menschen die gleichsam „aus der Gnade gefallen sind“, bilden auch sonst häufig den Gegenstand großer Literatur. Erwähnt sei Philipp Roth’ „Der menschliche Makel“, das Leiden eines renommierten Hochschullehrers am eigenen Selbst, oder J.M. Coetzees Roman „Schande“, in welchem von gnadenlosen Folgen einer einmaligen Fehltat erzählt wird; im englischen Originaltitel: „Disgrace“, eben: aus der Gnade gefallen. Diese Werke großer Erzählkunst sind nicht eigentlich deprimierend, eher aufschlussreich, sie verstärken im Leser die Sehnsucht nach Heilung, nach Gnade, wenigstens einer Spur davon. Bei Coetzee deutet sie sich am Ende an.

Das ist auch in John von Düffels Roman „Houwelandt“ (2004) so. Es die Geschichte von drei Generationen einer Familie. Anlass der Erzählung sind die Vorbereitungen zum achtzigsten Geburtstag des Familienoberhaupts Jorge. Jorge hasst derartige Feste. So bleibt er allein im spanischen Alterssitz, während seine Frau Esther nach Deutschland reist, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Jorge, ein hoch gebildeter Mathematiker, ein Asket, unerbittlich, einsam. Er suchte Erfüllung, suchte Gott, indem er sich körperliche Anstrengungen bis an die äußerste Schmerzgrenze zufügte, jeden Morgen zu einer Insel schwamm, mittags einen Berg

erstieg und abends in einer Kapelle strenge Gebete verrichtete. „Sein Schmerz war seine größte Begabung“ (275) Einen gnädigen Gott konnte sich Jorge nicht vorstellen, ja er würde ihn verachten. „Die Botschaft der Liebe blieb für ihn leer“ (274). Eines Tages jedoch bittet ihn der neunjährige Dario, als Mischling selbst Außenseiter im Dorf, er möge ihm das Schwimmen beibringen. Diese Bitte verändert in Jorge etwas. Sie reißt ihn aus fruchtloser Selbstbezogenheit. Nun setzt Jorge seine ganze Kraft ein, um Darios Wunsch zu erfüllen. Er fordert den Jungen hart, und der hält stand. Es kommt der große Tag, an dem Dario das erste Mal allein hinausschwimmen sollte. „Er war tapfer, unglaublich tapfer, doch etwas anderes hatte Jorge nicht erwartet. Er war so stolz wie nie auf einen Menschen und hatte nie um einen Menschen solche Angst.“ (285) Und Dario lässt sich durch nichts mehr aufhalten. „Jorge sah dem Jungen lange nach, seinen wippenden Schopf zwischen den Wellen, und zählte seine Züge. Am Horizont rissen die Wolken auf.“ (286) Eine Spur der Gnade – in einem Mann, der sich immer dagegen gewehrt hat, ausgelöst durch die Bitte eines Jungen, in dem er ein Stück von sich wieder erkannt hat.

Da ist ein Mensch – man könnte meinen, er sei uns gesandt - der uns braucht und vertraut, auf den man stolz sein und um den man Angst haben kann. Das bindet uns so stark, dass es für einen Moment den Kampf gegen uns selbst unterbricht. Es tut sich uns die Erkenntnis auf, dass es ein Wofür, einen Sinn gibt. Eine Spur der Gnade – es ist wichtig, sie im rechten Augenblick zu entdecken!

Von der vielleicht ziemlich deutschen Geschichte des Jorge Houwelandt zu einer Episode aus einem wichtigen Werk der russischen Literatur, Wassili Grossmans Stalingrad-Roman „Leben und Schicksal“. Das Buch, bald nach dem 2. Weltkrieg geschrieben, durfte in der Sowjetunion nicht erscheinen, es ist nun erstmals in der ganzen Fassung auf deutsch zugänglich. Ein Hauptstrang dieses großen und erschütternden Epos bezieht sich auf Viktor Pawlowitsch Strum und seine Familie. Strum war führender Wissenschaftler am Physikalischen Institut der sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Seine bahnbrechenden Forschungen zum Verhalten von Elementarteilchen brachten ihm hohe Anerkennung ein. Aber es gab – natürlich! – auch Konkurrenten und Neider. Abweichungen von der Parteilinie werden ihm vorgeworfen. Seine Forschungen ließen Zweifel an seiner materialistischen Grundeinstellung aufkommen. Und dann fanden sich schnell andere Anklagepunkte: Strums Einsatz für jüdische Institutsangehörige, seine Kritik an der politischen Führung, seine Entfernung von Kollektiv, angeblich Basisferne. Wir haben das

Jahr 1942, Stalingrad war gewonnen, Stalin auf dem Höhepunkt seiner Macht. „Säuberungsprozesse“ waren jetzt an der Tagesordnung. Strum gerät in diese Mühle. Er sollte, wie das üblich war, Reue zeigen, sollte vor den mit Parteifunktionären durchsetzten Wissenschaftsrat treten, seine ideologischen und politischen Irrtümer einräumen und seine Positionen revidieren. Das wäre die einzige Chance für sein wissenschaftliches Überleben gewesen und vermutlich nicht nur dafür. Was sollte Strum jetzt tun? Sollte er diesen Akt der Demütigung und Entwürdigung über sich ergehen lassen? Er war hin und her gerissen. Er hatte Freunde und Mitarbeiter, die auf ihn setzten. Aber er hatte auch eine Familie, und er musste an seine Zukunft denken. Schon war das Bekenntnis geschrieben „Genossen, ich habe geirrt...Ich bin von den Grundlinien der sowjetischen Wissenschaft abgewichen...“ Er hatte sich entschieden, er würde zu der Sitzung gehen. Er stand schon an der Tür seiner Wohnung, um sich dorthin auf den Weg zu machen - „Doch in ebendieser Minute zog er mit langsamen Bewegungen den Rock aus, hängte ihn über die Stuhllehne, löste die Krawatte, rollte sie zusammen, legte sie auf den Tisch, begann die Schuhe aufzuschnüren.“

Strum verweigert den heuchlerischen Kniefall. Und dann heißt es Grossmans Roman weiter: „Ein Gefühl der Leichtigkeit überkam ihn. Er saß in ruhiger Versonnenheit da. Er glaubte nicht an Gott, aber es war ihm in diesen Minuten, als sähe ihn Gott an. Noch nie in seinem Leben hatte er sich derart glücklich und zugleich demütig gefühlt. Es gab keine Kraft mehr, die ihm die Gewissheit hätte nehmen können, im Recht zu sein.“ (844)

Dann begegnet Viktor seiner Frau Ljudmila und ihrer Schwester Jewgenia. Beide stehen zu ihm, aber Ljudmila kann ihre Angst nicht verbergen. „...es wird sich alles weisen“, sagt Viktor.

„Er blickte Ljudmila Nikolajewa und Genia an, und es war ihm, als hätte er erst jetzt begriffen, was für eine ernste und schwere Sache es war, auf Erden zu leben, und auch, was ihm seine Nächsten bedeuteten.“ (845)

Es wird nicht leicht werden für Viktor; es wird Situationen geben, in denen er schwach wird und seine Kraft nicht ausreicht, aber er wird auch dann wieder zu ihr finden.

Mich hat diese Episode bei Grossman tief beeindruckt. Plötzlich ist die Gewissheit da: ich gehe nicht! Und diese Gewissheit, nach all den Skrupeln und Zweifeln der vergangenen Zeit, macht ihn in einer ganz tiefen Weise glücklich: „glücklich und demütig“. Knapper lässt sich der Augenblick, der Kairos der „Gnade“ nicht beschreiben. Dem Agnostiker Viktor ist, „als sähe ihn Gott an“. Das ist beileibe keine Bekehrung. Aber es gibt offensichtlich Momente, da kann man auf Gott nicht verzichten, wenn man sagen möchte, was der Fall ist.

Spuren der Gnade. Menschen werden gestärkt, wenn es wirklich darauf ankommt. Gnade geschieht nicht nur an uns, sondern oftmals in uns. Sie verwandelt uns. Sie macht stark, Ja und Nein zu sagen, wenn es an der Zeit ist. Das ist im Grunde die paulinische Erfahrung: aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1 Kor 15, 10). Wassili Grossman ist weit davon entfernt, die Wandlung Strums so zu deuten. Aber wie kommt er dazu, an genau dieser Stelle von Gott zu reden, an den Strum und wohl auch Grossman nicht glauben! Gottes Gnade zeichnet Spuren auch dort, wo man ihn nicht kennt.

Ob das auch für unser nächstes Beispiel gilt? Oder wäre das eher eines für die „Spuren der Ungnade“? Es führt uns nah und hart an unsere Wirklichkeit heute. Der Roman „Als wir träumten“ von Clemens Meyer, 2006 erstmals erschienen, schildert eine für viele von uns vermutlich weithin unsichtbare Lebenswelt im Leipziger Osten vor und nach der „Wende“. Es ist der Roman einer Jugend auf der Schattenseite. Schonungslos offen wird beschrieben, was den Alltag dieser Kinder und Jugendlichen ausmacht: Kaufhausdiebstähle, Bandenkämpfe, Autoklau, riskante Spiele, Knast, Drogen, die vergeblichen Versuche heraus zu kommen, Gewalt und immer wieder Gewalt. Clemens Meyer versteht es, dies alles darzustellen, genau und bis an die Schmerzgrenze, ohne auf den ganzen 500 Seiten des Romans auch nur einen Satz moralischen Urteilens unterzubringen. Dani, Rico, Paul und Mark kommen einem so nahe in ihrem Stolz und in ihrer Verlorenheit, in ihrer entwaffnenden Offenheit und in ihrer Ohnmacht, gegen das anzukämpfen, was sie kaputt macht: „die sagen mir, da gibt’s ne Pille, die *Nein* sagen kann, die...die haben gelogen“, sagt sterbend Mark, von den Drogen schon schwer gezeichnet. Sie kommen einem auch nahe in der berührenden Menschlichkeit, mit der in diesem Milieu einer für den anderen da ist. Rico „muss mal weg“ (in den „Knast“), seine Mutter hatte das zugelassen. „Nun wohnte er bei seiner Oma, mit der verstand er sich richtig gut, ‚die Alten, Dani, die ganz Alten sind fast wie wir, wie Kinder, verstehste‘, aber was für Chancen hatte er gegen die anderen Erwachsenen.“ (342) Was in dem Roman beschrieben wird – sicher eine Mischung aus Realität und Phantasie –, ereignet sich alles etwa drei Kilometer von unserer Wohnung entfernt. Ich habe nichts davon gewusst, eine fremde Situation – nah und unzugänglich. Clemens Meyer macht sie uns auf seine Weise zugänglich. Er ist, nehme ich an, kein Christ. Seine Art aber, Menschen von ganz unten anzuschauen und sie sichtbar zu machen, hat bei aller Härte der Realität, die es zu beschreiben gilt, auch etwas Befreiendes und Tröstliches.

Für mich hat hier die Gnade eine Spur gezeichnet. Gnade hat immer etwas damit zu tun, wie wir angeschaut werden. Und wie wir angeschaut werden, wirkt sich darauf aus, wie angesehen wir sind. Der Roman „Als wir träumten“ zeigt Heranwachsende, die mehr darstellen als Sozialfälle, Sorgenkinder, underdogs. Sie sind bei Clemens Meyer Menschen, Individuen, als Christ möchte man hin zufügen: Bilder Gottes. Sie machen allerdings auch viel „Mist“, sie fügen anderen Schaden zu. Und sie leiden selbst – manchmal auf eine scheinbar „coole“ Art, manchmal dass es einem das Herz zerreißt. Der Roman wirft ein Auge auf sie, sachlich, nüchtern und freundlich. Und wer ihn unvoreingenommen liest, für den kann es nicht bei einem abschätzigen „selbst schuld“ bleiben, für den ändert sich der Blick auf diese Jugend. Da wächst ein Stück Sympathie. Das ist viel, das wäre viel – für die jungen Leute „ganz unten“, aber auch für unsere Gesellschaft. Ich weiß, Literatur ändert allein nichts. Aber wenn sie hilft, Realität anders, aufmerksamer, sensibler, barmherziger wahrzunehmen. Dann ist das schon etwas!

Spuren der Gnade. Unsere Suche führt uns nun noch einmal in eine andere Welt, rein oberflächlich gesehen fast in eine Gegenwelt, nämlich in ein wohl geordnetes bürgerliches Milieu. Gabriele Wohmann erzählt in einer ihrer Geschichten von Ottilia Klein, einer pensionierten Musiklehrerin. Die wohnt jetzt bei ihrer Tochter Gisela und deren Mann Kurt, die beide in einem wissenschaftlichen Beruf tätig sind. Gisela achtet sehr auf Ordnung und Sauberkeit. Ottilia ist dafür zuständig, und die Angst hält sie ständig in Atem, gegen die obersten Gebote des Hauses zu verstoßen. Besonders in der Küche; denn die ist „ihr Reich“, wie sie es nennt. Sie muss immer daran denken, wenn sie im Abendgebet an die Stelle „Dein Reich komme“ kommt. Dann bemüht sie sich Gott zu „beteuern, sein Reich werde ihr Reich auf die unvorstellbar schönste Weise überrunden“. (210) Und sie wusste auch, wie es dort sein würde: „Dort gibt’s keine Angst mehr, dort weiß man nicht einmal, was Geschimpftwerden ist, dort hat man keine Arthrose und nicht mehr das komische Bauchweh von neuerdings...“ (211) Aber jetzt ist es anders, jetzt war es passiert. Ottilia hatte in der Frühe, um sich einen Kaffee zu kochen, den falschen Knopf auf drei gestellt. Zu spät merkte sie, dass sich die Kaffeekanne aus Kunststoff auflöste. Sie fiel auf die Erde, hier und da gab es schlimme Flecken. Ottilia schrubbt um ihr Leben. Das schlimmste, sinnierte sie, war gar nicht die kaputte Kanne, sondern dass sie überhaupt Angst haben musste. So würde es dann ja kommen. „Das gibt’s doch nicht, schon wieder!“ würde Gisela rufen (215). Wie befürchtet, würde den ganzen Tag „das feindschaftlich-pädagogische Familienschweigen das schöne neue Haus wattieren.“ (216). Ottilia kannte das. Später kam der Klempner. Ottilia hatte ihn

einzulassen und einzuweisen. Es war „ein freundlicher, vergnügter jüngerer Mann“. Er machte ich in der Küche zu schaffen. Otilia versuchte sich derweil an den Spuren des großen Unglücks vom Morgen. Der Klempner bemerkt ihr Tun, er wirft ein Blick darauf und wundert sich: „Wenn’s weiter nichts ist. Ist doch halb so schlimm.“ „Nur nicht aufregen!“ Er lachte wieder. „Seien Sie bloß nicht nett zu mir! Otilia war aufgestanden“

„Was ist denn los mit Ihnen? fragte der Klempner.“ Otilia weinte. „Sie war ganz hin vor Erstaunen und auf eine vollkommen glückliche Weise unglücklich. Sie konnte ja weinen ... Ich halte nicht aus, wenn sie nett zu mir sind, sagte sie. Es war ihr jetzt ganz egal, was der nette Bursche von ihr hielt, wahrscheinlich dachte er: Die spinnt aber ganz gehörig. Es war trotzdem schrecklich gut mit ihm zusammen zu sein, was immer er von ihr dachte, von ihr und ihren dummen großen Tränen.“ (219)

„Gnade vor Recht“ nennt Gabriele Wohmann ihre Erzählung. So hieß es immer in der Familie von Otilia, aber es klang dort eher wie eine Drohung. „Gnade vor Recht“ – dieser Spruch erfüllt sich dann doch, aber auf ganz andere Weise. Völlig unerwartet bricht tatsächlich die Gnade herein, in Gestalt eines einfachen Klempnerbuschen, der nichts tut als auf natürliche Weise aufmerksam und „nett“ zu sein. Er konnte gar nicht ahnen, was er ausgelöst hatte – bei dieser verunsicherten alten Frau. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was sie am Abend dieses Tages Gott in ihrem Abendgebet erzählen würde.

Spuren der Gnade, das bedeutet hier: Die Spannung der eigenen Angst löst sich. Durch die natürliche, nicht berechnende Menschlichkeit eines jungen Mannes gewinnt eine gedemütigte Frau ein Stück ihrer eigenen Würde zurück. Die würde sie selbst das drohende Strafgericht der Tochter ertragen lassen! Wer konnte das erwarten! Ein Mensch kann wieder aufrecht gehen, hat seine Selbstachtung wieder erlangt. Wenn das nicht Gnade ist!

Wenn wir jetzt alle genannten Beispiele noch einmal Revue passieren lassen, fällt auf, dass alle auf irgendeine Weise mit dem Sehen und Gesehenwerden zusammenhängen. Der alte Jorge, als einsamer Patriarch allem Irdischen fast schon entrückt, verwandelt sich in dem Augenblick, da ein kleiner Junge in ihm jemand sieht, den er braucht und den er bitten darf. Und Jorge erfährt so spät eine Ahnung, was Glück ist. Die Jugendlichen in Clemens Meyers Roman treten aus dem Schatten des Untergrunds, weil sie uns als Menschen gezeigt werden – verloren und liebenswürdig zugleich. Otilia gerät an den Rand des Glücks, weil da jemand ist, der ihre Tränen sieht. Viktor Strum spricht nach seinem spontanen Mutterlebnis aus, was

vielleicht so oder so für alle Beispiele gilt: es war ihm, „als sähe ihn Gott an“. Und ein neuer Horizont tut sich für ihn auf. Das ist so, wenn „Er“ uns anschaut, sein Angesicht leuchten lässt und den Menschen gnädig zugewandt ist. Es ist sicher wichtig, hier vorsichtig zu bleiben. Ob und wie dies veränderte, neue Sehen und Gesehenwerden im jeweiligen Text theologisch gedeutet werden darf, bleibt offen. Aber gewiss ist, dass es auch in der nichtchristlichen Welt „Schnittpunkte zwischen Gott und Menschen“ gibt, wie Johannes Hempel 1973 schrieb. Er warnte zugleich davor, dass „man sich nicht prophetisch übernimmt“, und fügt doch gleich hinzu: „beiseite legen lässt sich dieser Aspekt nicht.“ (Vergegenwärtigung des Wortes, 19). So erscheint es angemessen, von den Spuren der Gnade zu sprechen. Dichtung kann uns auf sie hinweisen und helllichtig machen für die Spuren der Gnade. Wir sollten sie nicht übersehen, gerade angesichts der gegenwärtig bei uns in der gesamten Gesellschaft so ausgeprägten Neigung zu Klage und Larmoyanz.

Spuren der Gnade sind reale Erfahrungen von Gnade. Wo sie sich ereignen, setzen sie auch Dank frei. Gratia ist Gnade und Dank in einem. Der Dank steht in den Dichtungen, die wir besprochen, meist zwischen den Zeilen, aber er ist zum Greifen nah. Vielleicht dass die Akteure unsicher sind, wohin sie ihren Dank adressieren sollen. „Retour l'Expeditateur“ überschreibt Hans Magnus Enzensberger sein wunderbares Dankgedicht, in dem er für den Tag dankt und für alles Große und Kleine, Leichte und Schwere, das zum Leben gehört. Zurück an den Absender, den Autor der Wohltaten. Das gehört dazu – an einem Tag wie diesem erst recht.

Besprochene Werke:

John von Düffel, Houwelandt (2004), München 2008

Wassili Grossman, Leben und Schicksal (russ. Originalausgabe Lausanne 1980), Berlin 2007

Clemens Meyer, Als wir träumten (2006), Frankfurt 2008

Gabriele Wohmann, Gnade vor Recht, in: dies.: Schwarz ohne alles, Berlin 2008, 207-219

Johannes Hempel, Vision und Offenbarung in Franz Werfels Romanen „Jeremia. Höret die Stimme“ und „Das Lied von Bernadette“. Ein Beitrag zur Frage nach einer evangelisch--theologischen Literaturkritik, Diss. Leipzig 1963; ders.: Die Vergegenwärtigung des Wortes, Berlin 1973; ders.: Kirche wird auch in Zukunft sein, Leipzig 1994

Ferner:

Christoph Buggert, Lange Reise, Berlin 2002; J.M.Coetzee, Schande, Frankfurt 2000; Hans Magnus Enzensberger, Kiosk, Frankfurt 1997; Henrik Ibsen, Brand (1865), Essen 1987; Hartmut Lange, Selbstverbrennung, Zürich 1984; Philip Roth, Der menschliche Makel, München 2000; Dorothee Sölle/ Fulbert Steffensky, Nicht nur Ja und Amen (1983), Hamburg 1998;

Renate Ammicht-Quinn, Aus der Gnade gefallen. J.M. Coetzee's „Disgrace“ und der ethische „Mehrwert“ des Ästhetischen, in: Erich Garhammer/ Georg Langhorst (Hg.), Schreiben ist Totenerweckung, Würzburg 2005, 116-130; Annegret Langenhorst, „... die Gottes Gnade fanden zu guter Letzt“. Eine theologische Lektüre des Romans „Houwelandt“ von John von Düffel, in: Margit Eckholt/ Sabine Pensel-Maier (Hg.): Räume der Gnade, Ostfildern 2006, 162-172

Jürgen Ziemer, Leipzig